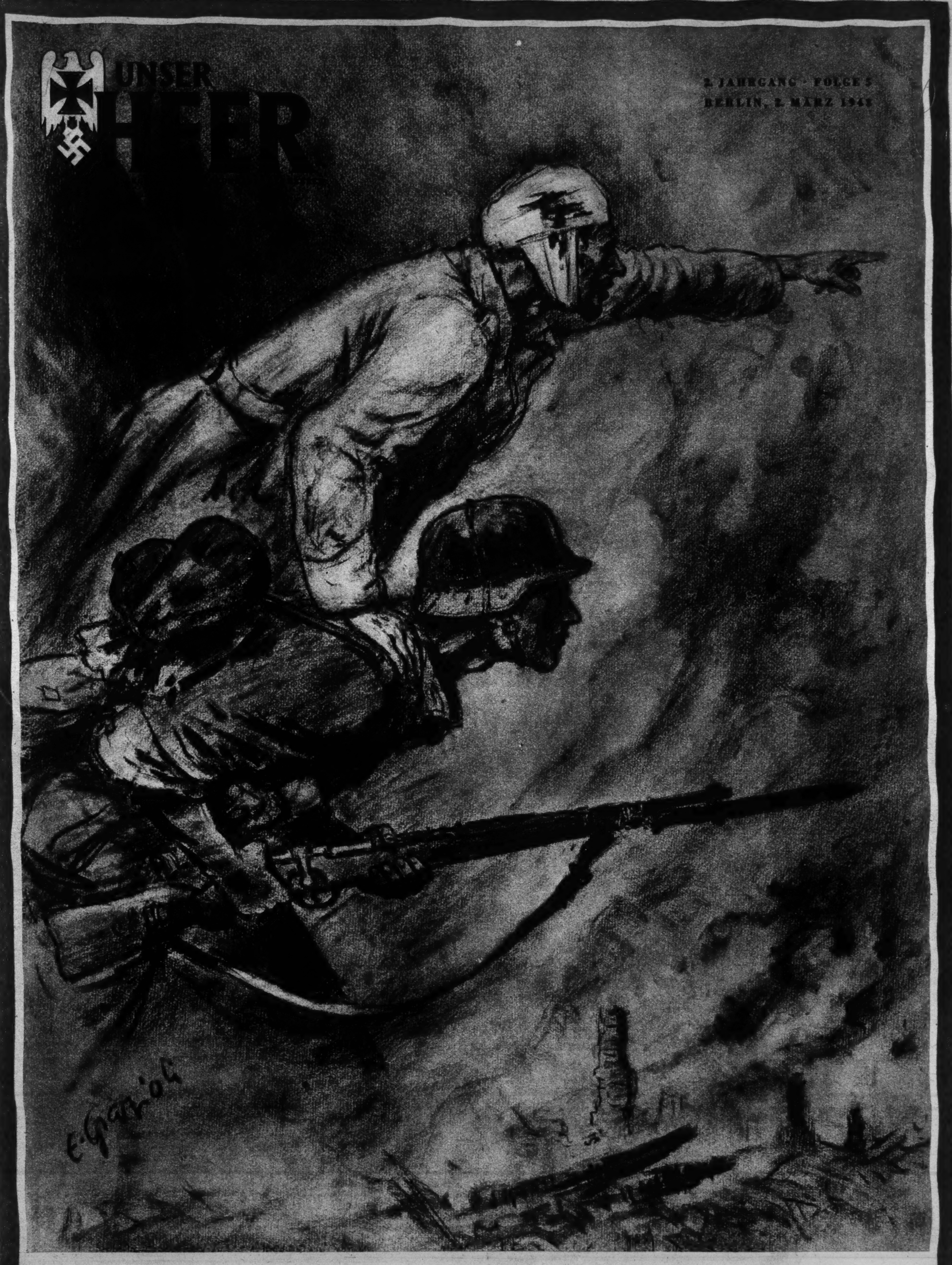
UNSER HEER

2. JAHRGANG · FOLGE 5
BERLIN, 2. MÄRZ 1943



„Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften fochten Schulter an Schulter bis zur letzten Patrone. Sie starben, damit Deutschland lebe. Ihr Vorbild wird sich auswirken bis in die fernsten Zeiten"

Aus dem Schlußbericht des Oberkommandos der Wehrmacht über den Kampf um Stalingrad

Gorodischtsche

STALINGRAD

BAHNHOF „STALINGRAD"

GPU GEBÄUDE

STANDORT

AUS DEM FÜHRERHAUPTQUARTIER, 3. FEBRUAR

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Der Kampf um Stalingrad ist zu Ende. Ihrem Fahneneid bis zum letzten Atemzug getreu, ist die 6. Armee unter der vorbildlichen Führung des Generalfeldmarschalls Paulus der Übermacht des Feindes und der Ungunst der Verhältnisse erlegen. Ihr Schicksal wird von einer Flakdivision der deutschen Luftwaffe, zwei rumänischen Divisionen und einem kroatischen Regiment geteilt, die in treuer Waffenbrüderschaft mit den Kameraden des deutschen Heeres ihre Pflicht bis zum Äußersten getan haben



STALINGRAD

Die kriegsgeschichtliche Darstellung der Ereignisse um Stalingrad ist der Zukunft vorbehalten. Sie wird, wenn die Zeit gekommen ist, Zug um Zug die Kämpfe und Operationen aufzeichnen und die Vorgänge schildern, die zur Einschließung und Wiedereinnahme dieser Festung durch die Sowjets führten, die eigentlich keine Festung war und doch von unseren Truppen härter als jede Festung verteidigt wurde. Aber das eine wissen wir bereits heute: Daß unsere Kameraden in Stalingrad, vom General bis zum einfachen Grenadier, bis zum letzten gekämpft haben. Wenn die Geschichte ihres Kampfes einmal in allen Einzelheiten geschrieben werden kann, dann werden zahllose Taten hervorleuchten, die der Welt das Heldenlied der Verteidiger von Stalingrad künden werden.

Drei Jahre unerhörter Erfolge liegen hinter uns. Wo unsere Heere mit einem Gegner die Klingen kreuzten, war der Sieg auf unserer Seite. Es waren immer glückhafte Feldzüge, die wir seit 1939 geführt haben, und zwar nicht nur da, wo das Übergewicht der Kräfte und Mittel auf unserer Seite stand, sondern auch dort, wo ein solches Übergewicht jedesmal erst geschaffen werden mußte durch überlegene Führung und außergewöhnliche Leistung der Truppe. Wo uns, wie im Winter vergangenen Jahres, ernsthafte Prüfungen auferlegt waren, da waren es in erster Linie die klimatischen Verhältnisse und die höhere Gewalt des unerhört kalten Winters gewesen, die dazu geführt hatten. So hat uns bis in den späten Herbst 1942 hinein der Gedanke an Rückschläge und Niederlagen ferngelegen.

Inzwischen haben wir vieles dazulernen und vielleicht in mancher Hinsicht auch umlernen müssen. Vor allem ist es auch dem letzten von uns klargeworden: Der Weg zum Erfolg führt überall, wo um letzte Entscheidungen gerungen werden muß, über Höhen und Tiefen. Auf glatter Bahn kann nur derjenige fortschreiten, der über ein gewaltiges Übermaß an Kräften verfügt und es zweckentsprechend anzuwenden weiß. Aber auch der Übermacht können im Kriege unvorhergesehene Ereignisse entgegentreten. Davon weiß die Kriegsgeschichte manches zu berichten. Wir dürfen niemals vergessen, daß der Krieg das Gebiet des Ungewissen ist und dem Walten des Zufalls weiten Spielraum bietet.

In diesem Zusammenhang kann ein Wort Moltkes hervorgehoben werden, das einer tiefen Einsicht in die Bedingtheiten der Kriegführung bei uns Ausdruck gibt. Moltke sagt: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige." Er schließt damit das Wirken des Zufälligen nicht aus, aber er begrenzt doch seinen Einfluß, indem er sein scheinbar blindes Walten als eine nur vorübergehende Erscheinung würdigt und gelten läßt.

Wir können diesen Satz, ohne seinem Sinn Gewalt anzutun, auch so verstehen, daß die überlegene Tüchtigkeit eines Heeres auf die Dauer auch nicht vom Unglück verfolgt werden kann. Daß wir es sind, die darauf den Anspruch erheben können, dafür bürgt uns die Erinnerung an mehr als drei Jahre höchsten Einsatzes, dafür bürgt uns das Kämpfen, Leiden und Sterben der Helden von Stalingrad. Sie haben Übermenschliches geleistet, bei immer geringer werdender Munition und Verpflegung haben sie gegen die wütenden Anstürme der Bolschewisten standgehalten. Erst mit der letzten Patrone erlosch ihr Widerstand. Wochenlang haben sie für ihre Kameraden, die am Don und zwischen Don und Kaukasus kämpften, die bolschewistische Springflut aufgehalten.

Wie handelten in gleicher Lage andere Heere in früheren Kriegen? Man muß diese Frage beantworten, um einen Maßstab zu gewinnen für das, was uns der Kampf um Stalingrad zu sagen hat. Die Kriegsgeschichte kennt zahllose Beispiele von Kapitulationen eingeschlossener Armeen, von Maxen im Siebenjährigen Kriege 1759, wo sich 15 000 Preußen ergeben mußten, über die Kapitulation von Metz und Sedan 1870 bis zur Übergabe von Warschau und der Waffenstreckung des französischen Feldheeres im Verlaufe dieses Krieges. Die Kämpfer von Stalingrad haben anders gehandelt und nur ein Gebot anerkannt: Das ungeschriebene, aus der Größe ihres sittlichen Empfindens geborene Gesetz, daß erst mit der letzten Kraft, mit der letzten Patrone ihre Pflicht zum Kämpfen endigen könne. Es ist das gleiche Gesetz, das heute, aus dem Geiste des Nationalsozialismus geboren, das ganze deutsche Volk beherrscht.

Ein Vergleich aus den Kriegsereignissen des vergangenen Jahres liegt nahe: der Kampf um die Festung Corregidor auf den Philippinen. Wie schnell brach der Widerstand der Amerikaner in dieser mit allen Mitteln neuzeitlicher Technik ausgebauten, schon von Natur aus fast uneinnehmbaren Inselfestung zusammen! Man fragt sich, wie lange die Kämpfer von Stalingrad sich gewehrt, wie lange sie sich behauptet hätten, wenn ihnen statt der zerschossenen Keller, statt der rauchgeschwärzten Mauertrümmer der Wolgastadt die in Fels und Beton gebetteten Kampfanlagen von Corregidor, wenn ihnen die dortigen Munitions- und Verpflegungsreserven zur Verfügung gestanden hätten! Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Die ganze Überlegenheit des deutschen Soldaten kommt in dieser Antwort zum Ausdruck.

Man sage auch nicht, daß die Kämpfer von Stalingrad Beispielen gefolgt seien, die etwa die Sowjets selber gegeben hätten. Man darf in diesem Zusammenhang nicht an Sewastopol erinnern! Hier lagen die Verhältnisse ähnlich wie auf Corregidor: Stärkste, ständige Kampfanlagen in Fels und Beton, zahlreiche mit allem Notwendigen bevorratete Panzerwerke standen zur Verfügung. Gewiß, die Zähigkeit, mit der die sowjetischen Truppen sich in der Krimfestung verteidigt haben, ist auch von uns anerkannt worden — aber sie reicht nicht annähernd an das heran, was unsere Stalingrad-Kämpfer in den Ruinen der zerstörten Wolgastadt an Kampfwillen und Energie aufgebracht haben. Was am höchsten zu werten ist: Die klare Erkenntnis des Ernstes der Lage konnte auf die Dauer auch dem jüngsten Grenadier nicht verborgen bleiben. Aber auch sie hat den hohen kämpferischen Werten des deutschen Soldaten keinen Abbruch getan. Über der fürchterlichen Härte des Kampfes ging nichts verloren, was er an Aktivität, an Organisationsvermögen und an Fähigkeit zu Aushilfen besitzt. Wäre es anders, so wäre der Widerstand der Helden von Stalingrad in kurzer Zeit erloschen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß dieser Widerstand bis zum Äußersten, der Wochen auf Wochen durchgesetzt wurde, eine hohe Bedeutung für die Gesamtlage der Ostfront hatte. Die Aufopferung der 6. Armee ist nicht umsonst gewesen, denn sie hat bis zum letzten Augenblick den Angreifern blutige Verluste beigebracht und ein Vielfaches ihrer eigenen Zahl festgehalten. Sie hat dadurch den Aufbau neuer deutscher Abwehrfronten erheblich erleichtert, wenn nicht erst ermöglicht. Der Tod der Kameraden, die sich in Stalingrad opferten, ist nicht umsonst gewesen. Er hat auf seine Weise mit zu den großen Entscheidungen beigetragen, die zwischen Europa und dem Bolschewismus ausgetragen werden müssen. Die schweren Verluste, die die Verteidiger den rücksichtslos zum Angriff vorgetriebenen Sowjets beigebracht haben und die sie mit derselben grimmigen Genugtuung wie wir zur Kenntnis genommen haben werden, bilden einen Faktor, der aus der Gesamtbilanz des Krieges, aus der Aufrechnung von Gewinn und blutigen Verlusten, nicht wieder verschwinden kann.

Aber auch davon ganz abgesehen: Jenseits aller unmittelbaren Zweckbestimmung trägt eine große Tat ihren Wert in sich selbst und wirkt als Vorbild und Beispiel nicht nur für den Augenblick, sondern auch für Generationen, ja für die ganze Zukunft eines Volkes. Das gilt besonders für den heroischen Kampf unserer 6. Armee um und in Stalingrad. Man braucht keinem Soldaten zu erzählen, was die Männer unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls Paulus, vor allem von Weihnachten bis zum 3. Februar 1943, durchgestanden haben, aber gerade dadurch sind sie in die Geschichte eingegangen. Nicht umsonst steht der Opfertod am Anfang fast jeder großen, in die Zukunft weisenden religiösen oder geistigen Bewegung. In diesem Lichte müssen wir das Drama von Stalingrad sehen lernen. Was uns erschüttert, das ist jedem deutschen Herzen bewußt. Erhebend aber ist, wie hier über Leiden und Sterben sich die sittliche und kämpferische Überlegenheit des deutschen Soldaten zu ihrer strahlendsten Erscheinung erhebt. Die Kämpfer von Stalingrad haben einen schweren Opfergang auf sich genommen, aber der Geist, der sie beseelte, triumphierte noch im Sterben über Not und Tod. Wir wissen, daß er den Kampfwillen unseres Volkes erneut belebt, darüber hinaus aber auch das Gewissen mancher Europäer, die bisher dem Kampf mit dem Bolschewismus wie Unbeteiligte zusahen, wachgerüttelt hat.

Als eine Mahnung müssen wir die Ereignisse von Stalingrad auf uns wirken lassen, im tiefsten Innern das Erschütternde und Erhebende dieses Ringens verstehen. Tun wir dies, so wird das bittere Erleben von Stalingrad zu einer Quelle neuer Kraft und neuen Vertrauens für uns werden. Kraft und Vertrauen werden sich darin zu beweisen haben, daß wir aus dem Erlebten unsere Lehren ziehen. Vergessen wir nicht, daß auch die Fähigkeit, zu lernen, einen wichtigen Teil jener Tüchtigkeit bildet, die die Voraussetzung, ja die Bedingung für das „Glück auf die Dauer" ist. Wir werden auch die letzte Illusion über den sowjetischen Gegner aus unserem Herzen reißen müssen. Vielleicht haben wir alle, auch die kämpfende Truppe selbst, ihn immer noch zu sehr mit westlichen Maßstäben gemessen, ihn nicht in seiner ganzen brutalen, von keiner Rücksicht gehemmten Eigenart, vor allem in seiner seelischen Indifferenz erkannt, die ihn fast ohne Übergang aus Auflösung und Flucht zu erbitterten Angriffen übergehen läßt. Vor allem aber eins: Die Überzahl an Menschen und Kampfmitteln hat den Sowjets zu ihren letzten Erfolgen verholfen. Sie haben der sowjetischen Front ein unerhörtes Massenaufgebot, hinter dem — es kann gar nicht anders sein — die Ausblutung stehen muß, neue Verbände, neue Massen an Menschen und Kampfmitteln zugeführt. Der Zeitpunkt ist gekommen, wo das deutsche Volk auf den sowjetischen Klotz einen Keil setzen wird, der hart genug ist, aber auch groß genug sein wird, um seinen Zweck zu erfüllen. An diesem Punkt wird die heutige Mitarbeit des ganzen Volkes einsetzen.

Vielleicht hat es erst des Erlebnisses dieser letzten Wochen bedurft, um uns die alte Erfahrung vor Augen zu führen, daß wie jedes Glück, so auch das Glück der Waffen immer wieder von neuem errungen werden will.

Uns Soldaten ist jene Ungewißheit fremd, die jedem kriegerischen Geschehen eigen ist. Wir denken daran, wie oft selbst in jenen Schlachten, die als Siege in die Geschichte eingingen und die über alle Rückschläge hinaus weiterhin den Maßstab unseres Handelns bilden werden, die Waage des Schicksals schwankte, wie nahe oft durch Tage und aber Tage hindurch Erfolg und Niederlage beieinander wohnten. Durch Momente voll unerhörter Spannung, durch gefährliche Krisen hindurch mußte der Weg zum Siege geführt werden. Was im einzelnen Kampfgeschehen gilt, gilt auch von den Ereignissen im Großen. Auch hier führt die Bahn zum Endsieg über Höhen und Tiefen.

Wir alle haben mit dem Erlebnis Stalingrad Schweres erfahren, im ganzen wie in den zahlreichen unendlich bitteren Schicksalen, die diese Ereignisse begleiteten.

Aber dieses Erleben wird sich in Lehren umwandeln, vor allem in jene eine, daß jenseits des Auf und Ab des kriegerischen Geschehens dem der Sieg winkt, der allen Rückschlägen zum Trotz sein Ziel im Auge behält und ihm mit eisernem unbeirrbarem Wissen, aber auch mit vertiefter Erkenntnis und verstärkter Erfahrung zustrebt.



DER LEUTNANT VON HÖHE 135,4

Bei den Abwehrkämpfen an der Nordost-Riegelstellung von Spartakowka am Orlowka-Abschnitt zeichnete sich Lt. Köhler durch hervorragende Tapferkeit aus. Seine Kampfgruppe, aus Versprengten, Rumänen und nur wenigen Soldaten seiner alten Schwadron zusammengesetzt, war im gefährdetsten Abschnitt der Division an der Höhe 135,4 eingesetzt. Seit 10 Tagen versuchte der Gegner, sich in den Besitz dieser für Spartakowka und Orlowka entscheidenden und beherrschenden Höhe zu setzen. Im dichten Schneetreiben tritt der Gegner in früher Morgenstunde nach schwerer Artillerievorbereitung mit 200 Mann, dahinter eine Sperrkompanie, auf schmalem Raum an, durchbricht die dünne Abwehrstellung, rollt sie seitlich je 200 m breit auf und beginnt mit dem Gros seiner Kräfte, etwa 300 Mann, die sich in einer Rachel bereitgestellt hatten, weit auf die Höhe durchzustoßen. Bis zur Artilleriestellung im Orlowka-Grund steht kein deutscher Soldat mehr. In diesem kritischen Augenblick rafft Lt. Köhler seine letzten Leute, wenige Artilleristen seines V. B., Sanitäter, Fahrer, Melder und Schreiber, zusammen, um mit vier eigenen Panzern zu versuchen, die Einbruchstelle abzuriegeln. In voller Erkenntnis der Folgen, die der Verlust der Höhe 135,4 und des Orlowka-Grundes an den Gegner mit sich bringt, im Bewußtsein der schweren Gefährdung der Nordost-Riegelstellung, wagt er das Letzte. Die Panzer können wegen Dunkelheit und wegen Schneetreibens nicht durch ihre Optik sehen und auch nicht schießen. Mit Handgranaten und Seitengewehren bricht Lt. Köhler flankierend in die zusammengeballt auf die Höhe vordringenden Sowjets ein, die sich mit Übermacht von allen Seiten auf die wenigen Deutschen zusammenschließen. Allen voran erledigt Lt. Köhler mit Pistole und Handgranaten, Kolben und Bajonett Gegner um Gegner. Das Unglaubliche wird erreicht, die Sowjets weichen vor den wenigen deutschen Soldaten. Lt. Köhler riegelt mit zwei MG die Durchbruchstelle ab, trennt so den Gegner in zwei Teile, vernichtet etwa 100 Sowjets, die im MG-Feuer ihrer Sperrkompanie sich bis zum letzten wehren müssen, dringt in die Stellungen der Sperrkompanie ein, die nach Verlust von 20 Mann zurückgeht, und reibt dann mit den wenigen ihm noch verbliebenen, meist verwundeten Leuten die zur Höhe durchgebrochenen Sowjets auf. Durch seine beispiellose Tapferkeit und seinen Mut, sein Draufgängertum und seine Entschlossenheit hat Lt. Köhler einen für die Abwehr an der Nordostfront Stalingrads entscheidenden Erfolg errungen. Lt. Köhler, der sich schon in Polen, Holland, Frankreich und während des Rußland-Feldzuges hervorragend auszeichnete und dessen Tat, die Sprengung des Hochhauses in Stalingrad-Nord hinter den feindlichen Linien mit 250 Beuteminen, am 10. 10. 42 im Wehrmachtbericht erwähnt wurde, ist allein wegen dieser entscheidenden Abwehrtat der Verleihung des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes besonders würdig.



ÜBER DEN ERTEILTEN AUFTRAG HINAUS

Bei den Abwehrkämpfen nordostwärts Wortjatschij erhielt Oberfeldwebel Pieper, Führer der Stoßreserve eines Regiments, den Auftrag, den Gegner in der Tiefe des Hauptkampffeldes zu vernichten und die Einbruchstelle bis zum Eintreffen von Reserven abzuriegeln. Meter um Meter, unter dem pausenlosen Feuerhagel der Sowjets, kämpfte sich der Oberfeldwebel mit seiner Stoßgruppe gegen den Feind vor, brach als erster in die Stellung ein und warf den Feind im Nahkampf aus den in seine Hand gefallenen Kampfständen wieder heraus. Damit war sein Auftrag erfüllt. Aus eigenem Entschluß ging Oberfeldwebel Pieper mit einer Gruppe weiter vor, um die Einbruchstelle zu säubern. Im Schutze der Dämmerung arbeitete er sich allein und unbemerkt an den Feind heran, um seine Stärke zu erkunden. Es waren 60 bis 80 Sowjets, die die vorderste Kampfanlage besetzt hielten. Trotz der eigenen zahlenmäßigen Unterlegenheit entschloß er sich zum Angriff. Er stürmte in den ersten Graben, schoß mit der Maschinenpistole die sich entgegenstellenden Sowjets nieder, die Überraschung bis zum letzten ausnutzend. Dann, als der Feind sich gefaßt hatte, begann wieder der Kampf, bei dem jeder Schuß, jeder Schlag einen Gegner treffen mußte, wollte er mit seinen Männern nicht der Überzahl erliegen. Nach zweistündigem Grabenkampf gelang es ihm, auch diese Kampfanlage wieder zu nehmen. Der außerordentlich zäh kämpfende Gegner wurde dabei restlos vernichtet. Aber die völlig erschöpfte Gruppe konnte sich auch jetzt noch keine Ruhe gönnen. Der Feind, der die wichtige strategische Bedeutung der Stellung erkannte, rannte immer wieder mit neuen Kräften gegen sie an und konnte schließlich den Oberfeldwebel und seine Gruppe mit Panzern und Infanterie einschließen. Oberfeldwebel Pieper aber hielt stand. Erst als er im Zuge der Zurücknahme der vorderen Linie den Befehl erhielt, räumte er die Kampfanlage und schlug sich nach den eigenen Stellungen durch.



EINER REISST DIE KAMERADEN MIT

Bei dem feindlichen Großangriff auf Marinowka, geführt mit der 51., 52. und 96. Schtz.-Div. und 4. mot. Brigade mit Pz.-Abt. 157, lag der Schwerpunkt des Panzerangriffs im Nordwesten des Ortes. Hier standen u. a. als Panzerabwehr auch zwei Geschütze der 3./Pz.-Jäg. .... 8 Uhr 20 setzt der Panzerangriff ein. Der erste Panzer wird abgeschossen. Das eine Geschütz bekommt Ladehemmung, die in den nächsten 20 Minuten nicht behoben werden kann. So steht die ganze Panzerabwehr auf einer Pak, deren Richtschütze Obgefr. Josef Röder ist. Alles folgende spielt sich in 20 Minuten ab. Ein KW I versucht, das Geschütz zu überrollen. Er wird 12 m vor dem Geschütz abgeschossen. Wenige Minuten darauf ist ein dahinter angreifender T 34 in Brand geschossen. Jetzt greifen von hinten vier T 34 die Feuerstellung an. Aus allen Rohren feuernd, rasen sie mit 40 Std./km auf die Pak zu. Einschläge in rascher Feuerfolge liegen um die Pak. Röder, absoluter Herr der Lage, schießt zwei T 34 ab. Die anderen drehen ab. Da ertönt der Ruf: „Infanterie von hinten!" Von den ersten beiden abgeschossenen Panzern abgesprungene Infanterie stürmt auf das Geschütz zu. „MG besetzen", schreit Röder. In diesem Augenblick rollt ein neuer Panzer von links heran. Röder wirft seine Pak herum. Auch dieser Panzer brennt, während auf 50 m die angreifende Infanterie in seiner linken Flanke vom MG niedergehalten wird. In Richtung auf die angreifende Infanterie versucht durch eine Mulde ein feindlicher Panzer die Stellung zu umgehen. Schon beim ersten Schuß fängt er Feuer, die Besatzung bootet aus. Wieder rast jetzt ein Panzer von rechts heran. Das Geschütz wird herumgeworfen, zwei Schuß vernichten den Panzer. So sind innerhalb 20 Minuten sieben Panzer, davon ein KW I, fünf T 34 und ein T 60, abgeschossen. Auf engstem Raum, im Umkreis von 110 m, stehen sie um die Pak herum. Nach 1½ Stunden versucht der Sowjet einen abgeschossenen Panzer abzuschleppen. Auch dieser Abschleppanzer wird mit wenigen Schuß umgelegt. So erhöht sich die Abschußzahl des Obgefr. Röder auf 8! Mit vorbildhafter Ruhe, mitreißender Tatkraft und weit über das gewöhnliche Maß hinausgehender Tapferkeit vollbrachte Obgefr. Röder diese Leistung. Aus selbständigem Entschluß nahm er die jeweils aus den verschiedenen Richtungen anrollenden feindlichen Panzer unter sein vernichtendes Feuer und ordnete selbständig das Niederhalten des auf 50 m in die Flanke herangekommenen feindlichen Infanterieangriffs mit MG an. Durch seine Tat zerschlug Röder den Panzerangriff, der von Norden her in Marinowka eindringen, die eigenen Stellungen von rückwärts aufrollen und somit dem — nach einstündigem Trommelfeuer u. a. aus 17 schweren und 56 leichten Salvengeschützen sowie Geschützen aller Kaliber — feindlichen Infanterieangriff von Westen und Süden zum raschen, entscheidenden Erfolg verhelfen sollte. Somit hat Röder entscheidenden Anteil, daß Marinowka am 19. 12. 42 gehalten wurde.



AUSZÜGE AUS VORSCHLÄGEN FÜR DIE VERLEIHUNG DES RITTERKREUZES ZUM EISERNEN KREUZ

DEN TAPFERSTEN VON STALINGRAD

Vom 21. November 1942 bis Anfang Februar 1943

Der Führer verlieh auf Grund ihrer hervorragenden Truppenführung und Tapferkeit folgenden Offizieren und Mannschaften der 6. Armee seit ihrer Einschließung im Raum von Stalingrad

DAS EICHENLAUB ZUM RITTERKREUZ DES EISERNEN KREUZES

Generalfeldmarschall Friedrich Paulus,
Oberbefehlshaber der 6. Armee

*

Generaloberst Walter Heitz,
Kommandierender General eines Armeekorps

*

Generalleutnant Helmut Schlömer,
Kommandeur einer mot. Infanterie-Division

*

Generalleutnant Karl Rodenburg,
Kommandeur einer Infanterie-Division

*

Major Karl Willig,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

*

Hauptmann Willy Riedel,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

*

Oberleutnant d. R. Georg Michael,
Bataillonsführer in einem Panzer-Gren.-Reg.

DAS RITTERKREUZ DES EISERNEN KREUZES

Oberst Siegurd-Horstmar Frhr. v. Beaulieu-Marconnay,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Oberst Wilhelm Böck,
Kommandeur eines Artillerie-Regiments

*

Major d. R. Hans Bohnenkamp,
Abteilungskommandeur in einem Art.-Rgt.

*

Oberstleutnant Hans-Georg Brandt,
Führer eines Grenadier-Regiments

*

Major Wilhelm Braun,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

*

Oberst Albert Brendel,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Oberstleutnant Richard Claassen,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Hauptmann Hermann Dormann,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

*

Oberst Richard Eichler,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Wachtmeister Josef Galle,
Geschützführer in einer Sturmgeschütz-Abt.

*

Major Dr. Paul Gloger,
Kommandeur einer Sturmgeschütz-Abteilung

*

Oberleutnant Rudolf Heger,
Batterieführer in einem Artillerie-Regiment

*

Leutnant Hirschmann,
in einem Artillerie-Regiment

*

Oberleutnant d. R. Franz Klitsch,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

*

Leutnant Georg Köhler,
in einem Panzer-Grenadier-Regiment

*

Generalmajor Dr. Otto Korfes,
Kommandeur einer Infanterie-Division

*

Hauptmann Herbert Kreiner,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

*

Feldwebel Johannes Ksiag,
Zugführer in einer Panzerjäger-Abteilung

*

Hauptmann Hans-Joachim Löser,
Bataillonskommandeur in einem Füs.-Rgt.

*

Gefreiter Friedrich-Wilhelm Magerfleisch,
Richtschütze in einer Schnellen Abteilung

Oberleutnant Paul Markgraf,
Führer einer Panzerjäger-Abteilung

*

Hauptmann Christian Martin,
Kommandeur einer Panzerjäger-Abteilung

*

Obergefreiter Fritz Mette,
in einem Grenadier-Regiment (mot.)

*

Oberfeldwebel Edo Müller,
Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

*

Oberleutnant Leonhard Nechansky,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

*

Leutnant Robert Nittler,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

*

Oberfeldwebel Heinz Paetow,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

*

Oberfeldwebel Heinz Pieper,
in einem Grenadier-Regiment

*

Hauptmann Friedrich-Hans Plümer,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

*

Major Eberhard Pohl,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

*

Major d. R. Hans v. Rochow,
Kommandeur einer Radfahr-Abteilung

*

Obergefreiter Josef Röder,
in einer Panzerjäger-Abteilung

*

Oberst Fritz Roske,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Major d. R. Fritz-Joachim Frhr. v. Rotsmann,
Abteilungskommandeur in einem Art.-Rgt.

*

Oberleutnant Fritz Sacha,
Kompaniechef in einer Panzerjäger-Abteilung

*

Hauptmann Schäfer,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

*

Generalmajor Arthur Schmidt,
Chef des Generalstabes der 6. Armee

*

Oberst Hans Schurig,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Obergefreiter Heinrich Schwarz,
in einem Artillerie-Regiment

*

Oberstleutnant d. R. Hans-Christoph v. Spangenberg,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Oberst Luitpold Steidtle,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Oberstleutnant Vitus Stürber,
Führer eines Grenadier-Regiments

*

Rittmeister Gerhard Thiel,
Abteilungsführer in einem Panzer-Regiment

*

Oberleutnant d. R. Gerhard Türke,
Kompaniechef in einem Gren.-Rgt. (mot.)

*

Oberstleutnant Karl Walter,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Major Fritz Warnecke,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

*

Oberstleutnant Wilfried v. Winterfeldt,
Abteilungskommandeur in einem Panz.-Rgt.

*

Oberstleutnant Erich Woelfel,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Oberstleutnant Richard Wolf,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

*

Hauptmann Zimmermann,
Kompaniechef in einem Panzer-Gren.-Rgt.



DER KOMPANIECHEF

„Es war eine kleine, aber harte und zähe Schar von Grenadieren, die in wochenlangem, unerbittlichem Ringen mit mir treu und tapfer in jeder Stellung aushielt. Wie immer in entscheidenden Stunden, so hatten sich hier die Besten, die zum Letzten Entschlossenen und todesmutig Ausharrenden mit dem Wachsen der Gefahr, der Not und des menschlichen Elends immer dichter um ihren Führer geschlossen.

Ich habe sie wieder vor Augen, diese Männer, so wie sich in dieser Zeit ihr Bild in meinem Gedächtnis eingeprägt hat. Jenen, der dauernd versicherte, es ginge ihm ausgezeichnet, und den am Ende doch die körperliche Schwäche übermannte. Oder jene anderen meiner MG-Schützen, die sich um keinen Preis von den ihnen anvertrauten Sachen trennten, die, da sie sie nicht mehr tragen konnten, die Munitionskästen an Stricken hinter sich herzogen und bis zum Umfallen hinter ihrem MG aushielten. Sie hungerten, ihre Gesichter wurden schmal und eingefallen, die Gestalt gebückt, der Gang mühsam und schleppend, aber sie blieben Soldaten, Männer mit einer eisernen Disziplin, die beim straffen Gruß begann und bis zur strikten Befolgung jeden Befehls, ja bis zur Aufopferung reichte.

Mit diesen Soldaten wäre uns jeder Erfolg sicher und verdient gewesen, wenn nicht die Sowjets eine Überfülle von Menschen und Material uns unaufhörlich entgegengeworfen hätten. Aber was will eine Schar von 85 Grenadieren, nur noch mit MG und Gewehren ausgerüstet, gegen im Schutz von Panzern vorgehende ganze Regimenter ausrichten? Was wollten wir dem entgegenstellen, wenn die sowjetische Artillerie in 1500 Meter Entfernung vor uns auffuhr, Batterie neben Batterie, Geschütz neben Geschütz — man hielt es nicht einmal mehr für nötig, die Protzen hinwegzuziehen —, und in direktem Beschuß einen Schuß nach dem anderen aus den Rohren jagte? Und das in einer leeren, baumlosen Steppe, wo Schneewälle oft Tag und Nacht bei einer Kälte von 35 Grad die einzige Deckung boten, denn Holz zum Stellungsbau war hier nirgends zu finden.

Über diese Steppe stürmten die ständig aufgefüllten Wellen der Sowjets gegen unsere immer dünner werdende deutsche Linie an, Welle auf Welle, denen die sich im Winde blähende blutigrote Sowjetfahne vorangetragen wurde. Wenn es dann für uns hieß, zurückzugehen und sich vom Feinde abzusetzen, dann sahen wir oft Bilder ergreifender Kameradschaft. Verwundete wurden von Männern gestützt oder getragen, die sich selbst kaum noch aufrecht halten konnten, andere, deren Widerstandskräfte zu erlahmen drohten, wurden fast gegen ihren Willen mitgezogen.

Ja, unsere Grenadiere waren unvergleichlich und erfüllten ihre soldatisch unüberbietbare Aufgabe mit einem Opfermut, der beinahe übermenschliche Züge aufwies. Aber wie in diesen Kämpfen jeder auf seinem Posten bis zum letzten aushielt, so sahen wir den gleichen Kampfgeist, die gleiche Haltung bei unseren Kameraden, vor allem bei denen von den Pionieren, der Pak und der Artillerie. Immer wird mir das Bild des jungen Artillerieleutnants vor Augen stehen! Als die Sowjets mit 35 ‚Mark II' auf einer freien Fläche gegen die ungedeckte Stellung seiner Batterie rollten, da waren nach wenigen Augenblicken bereits drei Geschütze ausgefallen. Ihm selbst wurde durch einen Granatsplitter der rechte Arm weggerissen. Dennoch harrte er aufrecht mit zerrissener, blutiger Uniform an seinem letzten Geschütz aus. In unerschütterlicher Ruhe, den Blick fest auf die immer näher kommenden Stahlkolosse der Sowjets gerichtet, gab er Feuerbefehl auf Feuerbefehl, während seine Kanoniere, zum Teil selbst verwundet, die letzten Granaten von den ausgefallenen Geschützen herbeischleppten."

DER GRENADIER

„Ich gehörte zu einer Kampfgruppe, im Anfang 100 Mann stark, die Ende November Befehl bekam, einen Ufervorsprung gegenüber der großen Wolgainsel, in Höhe des Kommissargebäudes, das wir Anfang November gestürmt hatten, zu halten. Rechts und links Sowjets, auch auf dem Vorsprung selbst, unten an der Böschung und oben am Rand, ganz nahe vor den von uns besetzten Trichtern. Auf der Insel vier Sowjetpanzer eingebaut, genau gegenüber. Unsere Gruppe besaß nur einige MG und eine Pak. Viele Angriffe der Sowjets, bis Mitte Dezember in ‚Kanonenbooten', dann übers Eis. Sie stürmten zu Hunderten, oft mit mehr als tausend Mann, meistens nach stundenlanger Artillerievorbereitung. Acht bis zehn Angriffe waren der Tages- und Nachtdurchschnitt. Unser Hauptmann war immer zwischen uns. Nachts sprang er von Loch zu Loch, wo anfangs noch zwei, höchstens drei, später nur noch einer hockte. Er machte jeden Angriff mit. Oft stand er frei im Gelände und feuerte mit seiner Maschinenpistole in die Bolschewistenhaufen. Keinen Trichter haben wir preisgegeben bis zu jenem Morgen, als die Sowjets nach starker Feuervorbereitung wieder angriffen und neunmal über den Fluß und die Böschung heraufgestürmt kamen, Hunderte gegen ein paar Dutzend deutsche Soldaten! Dann erst befahl unser Hauptmann: ‚Fünfzig Meter zurück!' Aber dann rief er gleich danach: ‚Fünfzig Meter zurück zum Gegenstoß!' Wir waren ausgepumpt bis zum Letzten. Keuchend blieben wir einen Augenblick liegen. Da aber stand der Hauptmann schon wieder an unserer Spitze, feuerte, sprang vor und wir — hinter ihm her. Noch einmal rissen wir alle Kraft zusammen, stürmten vorwärts und warfen im Nahkampf die Bolschewisten den Abhang hinunter. So war unser Hauptmann! Mit dem hätten wir selbst den Mond vom Himmel geholt. Und er wußte genau, daß er sich auf uns verlassen konnte. Es gab Stunden, in denen der eine oder andere den Mut verlor. Da war unser Hauptmann dann zur Stelle. Er wußte, wie er uns anzupacken hatte. Und jedem setzte er den Kopf wieder zurecht, wie ein guter Kamerad. Wir haben es ihm auch gedankt, unserem Hauptmann!"

VERWUNDETE STALINGRADKÄMPFER GABEN UNS DIESE SCHILDERUNG

EIN VERMÄCHTNIS

EIN GENERALLEUTNANT AN SEINE FRAU

Meine Jungens stehen treu zu mir fabelhaft alles in Haltung und Gesinnung. Wirklich, bei aller Schwere das Soldatenherz ist erfüllt von Dank und Anerkennung

EIN GRENADIER AN SEINE MUTTER

Falls das Schlimmste eintreten sollte, sei tapfer und trage es als deutsche Mutter für unser schönes und herrliches Deutschland. Da ich nun selbst glaube, daß in der Heimat alles in Ordnung geht, will ich mich bescheiden und alles hinnehmen, wie es kommt

EIN UNBEKANNTER SOLDAT AN SEINE BRAUT

Dieser Brief ist das Schlimmste für Dich in Deinem bisherigen jungen Leben. Trage es mit Stolz. Du hast einen Menschen geliebt, der sein Leben für das Vaterland geopfert hat. Keine Träne, nun Kopf hoch, und immer so weiter im Leben. Heirate, bekomme Kinder und sieh in einem Sohn ab und zu mal mich. Gott hat uns schöne Tage geschenkt, aber dieses Leben muß gekämpft werden, und so können es die nach uns Kommenden viel besser haben. Wir halten bis zum letzten Schuß

AUS BRIEFEN, DIE STALINGRADKÄMPFER SCHRIEBEN



ARNO BREKER: DER RÄCHER

Die Heimkehr

VON JOHANNES LINKE

In der getäfelten Wirtsstube des Multerhofes war großer Lärm. Der Truckenbrodt und der Kiefl, der Hirschhorn und der Heiligsetzer, sie alle waren mit ihrem Anhang von notigen Durstkehlen, armseligen Lobhudlern und rauflustigen Burschen von beiden Talseiten heraufgestiegen, um ihre ganze Macht zu entfalten und endlich eine Entscheidung zu erzwingen. In dieser Nacht, da das alte Jahr vor dem heranschreitenden neuen entwich, schwieg der Wind, und draußen zwischen dem beinhart gefrorenen Schnee und den regenbogig funkelnden Gestirnen war kein Laut zu hören. Dafür jedoch war in der Gaststube der Sturm losgebrochen. Wo sonst nur ein Wanderer rastete oder ein Holzfuhrmann seine Brotzeit hielt, da tobten jetzt die vier Hochzeiter mit ihrem Gesinde wie der höllische Wirbel.

Als die junge Multnerin in die Wirtsstube trat, schlugen die vier Freier nicht wütend aufeinander ein, wie sie halb gefürchtet, halb gehofft hatte, sondern nahmen eben von dem alten Fuhrknecht den uralten Lederbecher mit dem beinernen Würfel in Empfang, während die anderen sie umdrängten.

Der Heiligsetzer trank, zum ersten Male an diesem Abend, sein Glas Ungarwein auf einen Zug aus.

„Dreihundert Jahre sind's her“, sagte er in leichter Erregung, „da haben die Bauern im Waldviertel drüben um ihr Leben würfeln müssen, und jetzt müssen wir Erznarren um die Barbara würfeln oder um ihren Hof oder um alle zwei, wie man's nimmt.“

Barbara stand einen Augenblick starr an den Türpfosten gelehnt und spürte einen Krampf an ihrem Herzen. Da wurde von diesen vier Wahnsinnigen um sie gewürfelt! Aber ganz rasch war ihr Schrecken wieder vorbei, und sie hatte sogar ein feines Lächeln um den sonst so herben Mund, als sie sich auf ihren Hausmutterplatz setzte. Was galt es schon, wenn diese vier um ihren Besitz den Becher stürzten? Sie war nicht gefragt worden. Und wenn diese vier schon wahnsinnig waren, dann wollte sie noch wahnwitziger sein und ihnen eine Aufgabe stellen, an der sie sich die Zähne ausbeißen konnten.

So nahm sie sich jetzt ihre Arbeit vor, während die Männer drüben ihr tolles Spiel anhoben.

„Drei Würfel hat ein jeder!“ keuchte der Bräu. „Der Kiefl hebt an.“ Der Kiefl tat ein stilles Gelübde zur Muttergottes, ihr eine Kapelle hier oben am Sattel aufzustellen, wenn sie ihn gewinnen ließe. Der Lederbecher zitterte in seinen schwieligen Händen, daß er ihn kaum zu schütteln brauchte. Der erste Wurf zeigte vier Augen. Nun, das mochte angehen. Jetzt war er zuversichtlicher. Da wies der Knöchel einen Einser, und sein Mut zerrann ihm wieder. Mit heiligen Schwüren erneuerte er sein Gelübde, und siehe da, der dritte Gang ergab eine Sechs. Die Zuschauer hatten den Atem angehalten, und die drei, die das Spiel am nächsten ging, hatten über den geringen Wurf frohlockt, die beiden anderen aber verflucht.

„Elf!“ sagte der Truckenbrodt geringschätzig, „Achtzehn mußt werfen, dann ist es richtig.“

„Oder gleich neunzehn!“ lachte der Schuster.

Jetzt war der Sägemüller an der Reihe. Zur Freude seiner Mitspieler warf er zunächst einen Zweier. Nein, der gewann ganz gewiß nicht! Dann aber geriet ihm eine Fünf, die den Kiefl und den Bräu ängstigte. Wenn der Heiligsetzer jetzt noch eine Fünf oder Sechs herausschleuderte, dann war es schlimm um sie bestellt. Beim dritten Male lagen alle vier Augen offen.

„Auch elfe!“ meinte der Truckenbrodt mitleidig. „Ihr zwei habt schon gleich verspielt.“

Die beiden Vorspieler schauten einander erstaunt an. Sie waren jetzt keine Feinde mehr, jetzt waren sie Schicksalsgefährten.

„Das ist schon gespaßig!“ sagte der alte Öhlinger kopfschüttelnd. „Gleich zwei Elfer!“

„Gibt schon Sachen, die noch gespaßiger sind!“ lachte der Bürgermeister. „Weiter geht's! Bräu, fang an!“

Der Hirschhorn hatte, wie es schien, kein rechtes Glück. Zweimal hintereinander warf er eine Drei, und seine Augen quollen ihm vor Angst und Wut krötenmäßig aus den Höhlen, als er auf den Knöchel starrte. Da setzte er zum dritten Wurfe an, stöhnend und schnaufend, und diesmal hatte er fünf Augen.

„Wieder eine Elf!“ sagte der Truckenbrodt verwundert.

„Das ist schon allerhand!“

Jetzt ging ein Geraune an, und alle, die mit höchster Spannung das Würfelspiel verfolgten, wußten nicht, was sie denken sollten. Hier war irgendeine Macht im Spiele, eine böse oder eine gute, man konnte es nicht wissen. Aber mit natürlichen Dingen ging das nicht zu.

Keiner hatte gemerkt, daß über dem zweiten Wurfe des Brauers die Wanduhr Mitternacht geschlagen hatte, und daß einen Atemzug später ein fremder Landstreicher in die Wirtsstube trat.

Niemand hatte den mitternächtigen Gast eintreten sehen außer Barbara. Ihre Augen wurden starr und waren voll Grauen, ihr ledernes Flechtwerk, an dem sie mehr gespielt als gearbeitet hatte, fiel ihr aus den zitternden Händen, und das Herz gefror ihr zu einem Brocken Eis. Der Fremde trug einen zerschlissenen, fast farblosen Soldatenmantel, wie ihn damals viele Männer an den Werktagen trugen, er hatte einen großmächtigen schwarzen Zimmermannshut auf, dessen breite Krempe sein Gesicht überschattete. Und dieses Gesicht, aus dem ein Paar tiefdunkle Augen grauenhaft brannten, war fleischlos und totenbleich, und nur auf der beinernen Stirn glühte eine blutigrote Narbe, die in das linke Auge hinüberlief. Der späte Wanderer stand einen Augenblick hinter den Spielern, dann schaute er einen Atemzug lang die bebende Barbara an, und darauf setzte er sich auf die Wandbank hinter dem Ofen, wo die Handwerksburschen und Bettelleute abzusitzen pflegten.

„So, Bürgermeister, jetzt versuch einmal du dein Glück“, sagte der Heiligsetzer tonlos, „ob du die Barbara gewinnst!“

Der Landstreicher im Ofeneck hob lauschend den Kopf.

„Das ist keine Kunst“, lachte der Truckenbrodt scharf, „da schaut her!“

Und schon hatte er den Becher in der Hand, schüttelte ihn und stürzte ihn um.

„Fünf!“ murmelten die Zuschauer ehrfürchtig und staunend. Er warf zum zweiten Male.

„Wieder fünf!“ sagten sie lauter. „Der Bürgermeister gewinnt!“

„Was wird denn da schon groß dabei sein!“ meinte er geringschätzig und tat seinen letzten Wurf.

Aber verdammt — diesmal hatte er kein Glück. Es lag eine einzige armselige, notige Eins.

Wütend blickte er um sich, als suche er den Störer, damit er sich auf ihn stürzen könnte. Den anderen hatte es die Rede verschlagen. Es war ihnen unheimlich, und das Grauen saß ihnen im Nacken. Jetzt erinnerten sie sich auch wieder, daß sie aufs Haar genau in der Mitte der Rauhnächte waren, und da waren die höllischen Geister losgebunden. Der alte Öhlinger schaute auf die Wanduhr.

„Zwölfe hat's geschlagen! Das neue Jahr ist da!“

Aber zum Glückwünschen und Jubilieren war es keinem zumute. Jetzt hatten sie ihr großes Erlebnis, aber es war ganz anders, als sie es sich erhofft hatten.

Jetzt hatte der Truckenbrodt auf seiner wütenden Suche den Bettelmann entdeckt, aber wie er eben auf ihn losschelten wollte, überwältigte ihn der Schrecken, und er erstarrte. Das — nein, das war kein Mensch von Fleisch und Blut, das war einer aus der anderen Welt. Gegen den half kein Zetern, vor dem mußte man ganz stille sein, sonst packte er einen, und es war mit Bürgermeisterei und Luftkurort, mit Bier und Schweinernem, Lust und Freite vorbei für Zeit und Ewigkeit. Und wie der Bürgermeister so nach dem Ofenwinkel stierte, als ob dort ein Wiedergänger sitze, schauten die anderen auch dort hinter in den Winkel, und auch sie erschauerten, als sie das beinerne Antlitz sahen und die düsterrote Narbe. Dieser verdächtige Gast hatte um diese Stunde und zu diesem Spiele gerade noch gefehlt! Sie steckten die Köpfe zusammen und tuschelten miteinander — ach, es war ja ein Glück, daß sie so viele waren und so nahe beieinander: einen einzelnen hätte der Schreck längst umgeworfen. So aber machte sich einer am andern Mut, und allmählich wurden sie immer lauter und kecker.

„Soll es gehen wie es will“, sagte der Kiefl und hieb mit der Faust auf die Tischplatte, „aber jetzt muß es aus werden! Werfen wir noch einmal, daß wir wissen, wer den Hof kriegt und die Barbara!“

„Ja“, rief der Truckenbrodt, „und es wird nur einmal geworfen!“

Den beiden andern war es recht, und der Hirschhorn war schon wieder so dreist geworden, daß er dem Wanderburschen, der sie alle erschreckt hatte, zurief: „Da geh her, Fechter! Wirf du für mich!“

Der Fremde schaute den Bräu an, daß es dem durch und durch ging, aber dann stand er im Schlapphut auf, stützte sich auf seinen schweren, rohen Eichenknüppel und trat an den Tisch. Wie er so unter den Männern stand, die ihr Sonntagsgewand aus der Vorkriegszeit am Leibe hatten, sah man erst, wie verwahrlost er war. Der Mantel war zerfetzt und brüchig und mit Blut und Lehm verkrustet. Wieder starrten ihn alle scheu an, und alle dachten das gleiche, nur daß sie

nicht so frech waren wie der Gemeindebote von Wurz, der den Unheimlichen jetzt fragte:

„Hat dich etwa das Nachtgejaid hier abgesetzt?"

„Ja", sagte der Fremde dumpf.

Sie fröstelten, aber da fragte auch der Schuster. „Oder bist du vielleicht aus dem Massengrab auferstanden?"

„Ja!" sagte der Fremde dumpf.

Nun wußten sie es alle: wenn das kein Teufel war oder kein Toter, der in dieser Nachtstunde umgehen durfte, dann war es ein Irrsinniger, und das war nicht minder schlimm. Der im Soldatenmantel packte den Lederbecher und stülpte ihn um. Der Würfel wies sechs Augen.

„Mein gehört's!" rief der Bräu und war ganz taumelig vor Freude. „Jetzt bin ich der Multerer, und was getrunken wird, zahl' ich! Bringt's her, was ihr zum Trinken habt! Den Bettelmann halt ich eine ganze Woche zechfrei!"

„Halt an!" fuhr der Truckenbrodt auf, der Hof gehört noch nicht dein! Jetzt will ich auch einmal werfen!"

„Von mir aus!" lachte der Hirschhorn. „Einen Siebener könntet ihr doch nicht werfen!"

„Aber für mich muß der Bettelmann auch knöcheln!" rief der Kiefl.

„Und für mich auch!"

„Alsdann wirf!" murmelte der Kiefl. „Für mich soll's zählen."

Wieder packte der Blutnarbige den Becher, und als der Würfel zur Ruhe gekommen war, lag wieder eine Sechs. Der Kiefl ward dieses Wurfes nicht froh. Auch über ihn wie über die andern kam jetzt das große Grauen.

„Jetzt für mich!" stammelte der Bürgermeister.

Wieder lag eine Sechs.

Die rauschigen Männer, die bitter nüchtern geworden waren, hätten sonst etwas darum gegeben, wenn sie diesem herzbeklemmenden Spuk entronnen gewesen wären und daheim in ihren Betten gelegen hätten, aber nun saßen sie stundenweit weg von ihrem Ort in der Wirtsstube auf der Mulden und mußten dieses Spiel bis zum Ende mit anschauen.

Noch ein letztes Mal würfelte der Totenbleiche für den Heiligsetzer, und wiederum warf er, woran keiner gezweifelt hatte, eine Sechs. Da aber stand Barbara auf:

„Nein", rief sie, und die Stimme dieser spröden, herben Frau war voll Singen und Übermut. „Jetzt wird noch nicht heimgegangen! Erst will ich wissen, wer Herr wird im Multererhof!"

Alle schauten entgeistert auf die verwandelte Multererbäurin. Sie war vor den Tisch getreten und sagte: „Das Würfelspiel hätte ich doch nicht gelten lassen, denn ich will einen Mann und keinen Spielbuben. Ich stell euch eine andere Aufgabe, da könnt ihr zeigen, wer auf den Multererhof taugt. Drüben im Roßstall steht der Hengst, das wißt ihr alle. Den sollt ihr mir zum Schwedenkreuz führen und wieder zurück. Weiter verlang ich gar nichts. Und wer das tut, der soll gleich auf dem Hof bleiben, dem gehört der Hof und dem gehör ich!"

Der Truckenbrodt war bleich geworden, und auch der Bräu und der Sägemüller fröstelten. Ja, diesen Hengst kannten sie, den kannte das ganze Land ringsum, das war ein Roß wie der Teufel, dem durfte keiner zu nahe kommen, und es gab nur drei Menschen, von denen er sich anrühren ließ. Barbara und den grauköpfigen Franz — der dritte, das war der Multererbauer gewesen.

Die Unbeteiligten redeten aufgeregt durcheinander, die drei unbäuerlichen Bewerber atmeten hart und schwer, aber der Kiefl nahm einen gewaltigen Schluck, ballte die Fäuste und sagte selbstbewußt:

„Die Aufgab' hat die Barbara mir zulieb gestellt. Was versteht denn ihr drei von Rössern? Soviel wie der Gickerl von Eierlegen."

Die Zuschauer drängten voraus, die vier, die es anging, folgten zögernd, und zuletzt kam Barbara. Als sie an dem Manne im zerfetzten Soldatenmantel vorüberging, der sich auf seinen Stecken stützte, gab sie ihm, ohne aufzuschauen, die geflochtene Ledergeißel in die Hand. Als die rauschigen, übernächteten Männer und Burschen auf den Hof hinaustraten, wo ihre Rodler und Zugschlitten an der Mauer lehnten, regte sich noch immer kein Lüftlein. Aber in den Ställen war eine Unruhe, wie kurz vor der Futterzeit. Die Kälber sprangen hin und her, die Kühe erhoben sich von der Spreu und brüllten dumpf, die Ochsen zerrten an ihren Ketten, die Stute stampfte mit den Hufen. Der Hengst, der kostbarste Besitz des Multererhofes, stand ungefesselt in einem Stallraum für sich allein, zu dem nur die Bäuerin und der alte Knecht Zutritt hatten. Dort drin war es noch still.

Es traute sich keiner recht hinein. Jetzt wollte gern einer dem andern den Vortritt lassen. Der Kiefl, der sich in der sicheren Stube noch eben gerühmt hatte, war hinter dem Sägemüller und dem Bräu zurückgeblieben, aber Barbara jagte ihn aus seiner Etappe heraus:

„Geh' du voran, Kiefl, du verstehst dich am besten auf die Rösser!"

So mußte er denn wohl oder übel die Tür aufriegeln. Das milchweiße, stolze Tier hob kaum den Kopf, als der Kiefl eintrat, den Schimmel anrief und vorsichtig näher ging. Aber eben, als er ihn unter ständigen halblauten Schmeichelzusprüchen packen wollte, versetzte ihm der Hengst mit der Hinterhand einen solchen Schlag gegen den Leib, daß er zurückflog und taumelnd zu Boden stürzte, wo er sich stöhnend wand, bis ihn die Männer auf eine Schütte Stroh in den Kuhstall legten.

Der Sägemüller biß die Zähne zusammen. Wie das ausgehen mußte, war ihm klar, aber feige durfte er sich jetzt nicht vor Barbara zeigen. So straffte er sich, rief das Roß an und ging mit raschen Schritten vor, um wenigstens das Tier bei der Mähne zu packen. Aber ehe er dazu kam, hatte der Schimmel mit tückischer Schnelle seinen Kopf zurückgeworfen und biß den Sägemüller tief ins Schultergelenk, daß er fast ohnmächtig zur Tür hinaus wankte und draußen die Besinnung völlig verlor.

Den beiden andern war nach diesen Erfahrungen die letzte Lust vergangen, ihre Mannesprobe zu bestehen, und der Truckenbrodt bettelte wehleidig: „Geh, Barbara, sei barmherzig! Willst uns denn alle zugrund richten? Hast denn gar keine Lieb?" Die Bäurin stand kalt und unbeweglich am Türstock.

„Zwei haben schon verspielt. Jetzt habt ihr mehr Aussichten." Nein, so frevelhaft waren sie nicht, daß sie ihr Leben mutwillig aufs Spiel setzten. Aber da gab der Truckenbrodt dem Bräu hinterrücks einen Stoß, daß er gegen seinen Willen in den Hengststall hineinstolperte. Kaum aber hatte das Roß gespürt, daß wieder einer in seinen Bezirk eingedrungen war, da kehrte es sich um und drückte den Fremden gegen die Mauer. Der Hirschhorn schrie in Todesängsten auf, denn der Gewalt dieses Tierleibes war auch sein Bauch nicht gewachsen. Sein gellender Schrei verklang in ein Röcheln, und unfehlbar wär er zwischen Roß und Mauer zerquetscht worden, wenn Barbara nicht den Hengst angerufen und zurückgeschoben hätte. Dann faßte sie den unglücklichen Bräu am Arme und zog ihn wortlos aus dem Stalle heraus.

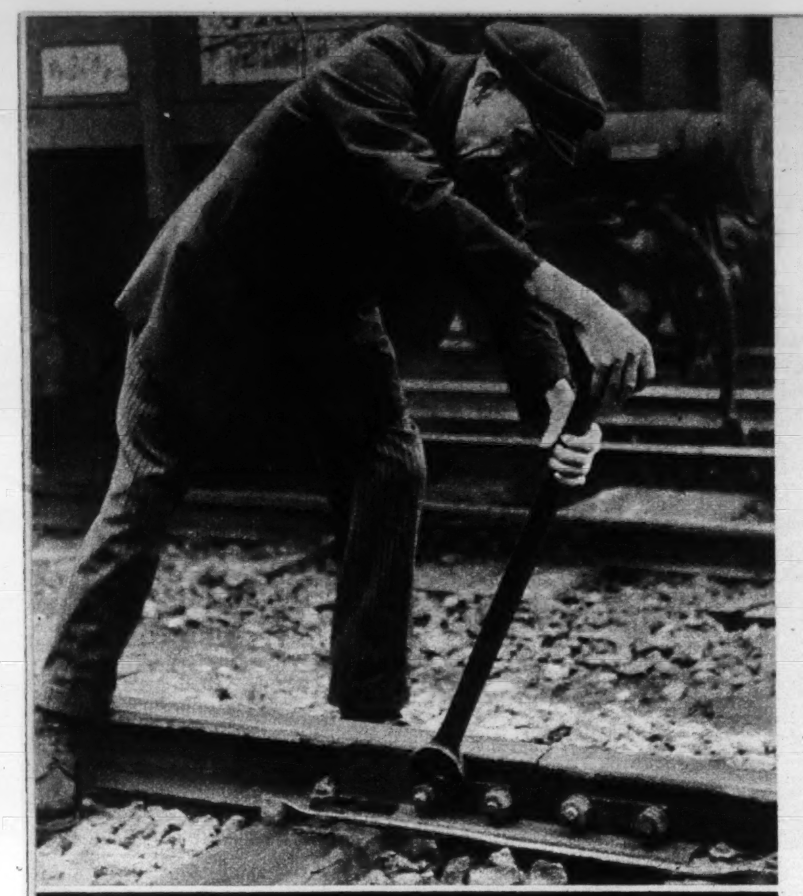
Da kreischte der Bürgermeister hemmungslos auf: „Mir ist die Lieb zu dir vergangen! Behalt dir deinen Hof selber! Friß ihn, du, du, du Weibsteufel!"

In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes, wohl das Befremdlichste dieser unbegreiflichen Nacht. Die Männer und Burschen, die ihre Schlitten musterten, um nun endlich talwärts zu fahren, hörten plötzlich ein ganz helles Wiehern, das wie ein Aufjauchzen klang, und dann trabte der Schimmelhengst ledig aus dem Stalle, hob witternd die Nüstern und lief, während sie auseinanderstoben und eine Deckung suchten, auf den Landstreicher zu, der im Schatten der Schupfe an einer der eschenen Tragsäulen lehnte. Das Tier warf seinen Kopf vor, daß die Stirnmähne aufflatterte, aber nicht, um den Fremden zu verjagen oder zu verletzen, sondern um seinen Atem zu spüren und ihm seine Liebe zu zeigen. Der Bettelmann klopfte dem Roß den Hals und strählte ihm mit den Fingern die Mähne, dann führte er es, ohne es nur zu berühren, auf den Hof hinaus, auf den Holzweg, der durch die tiefverschneite Muldenwiese nach dem Walde lief, an dessen Rand das Schwedenkreuz stand. Wieder hatte das Grausen die Leute aus den Tälern gepackt, und sie trachteten, daß sie nun so schnell wie möglich fortkamen. Denn daß dieser Fremde der wilde Jäger war, daran gab es nichts mehr zu bezweifeln.

Am Fuhrwege blieben sie noch einmal stehen und wandten sich nach dem Hofe um. Da sahen sie, wie der unheimliche Mitternachtsgast sich auf den Hengst schwang, mit einer ungeheuer großen Geißel knallte und mit wehendem Mantel und wippendem Schlapphut fortsprengte. Der Schimmel, den keiner von ihnen auch nur hatte anrühren können, sauste mit seinem gespenstigen Reiter dahin, dem Sturme entgegen, und schneller, wilder als der Sturm, der in dieser Rauhnacht so plötzlich ausgebrochen war. Dann löste sich das Tier — das konnte keine Täuschung sein, denn das sahen sie alle — von der verschneiten Erde und flog mit dem Stirnnarbigen auf den Wald zu, wo sie beide verschwanden.

Nun stand Barbara allein am rauhbereiften Eckpfosten ihres Würzgärtleins, und auch ihr Herz pochte wild und laut, wie sie dem Reiter nachschaute, der aus der Nacht der Wälder gekommen und nun wieder in der Nacht der Wälder untergetaucht war. Ja, nun war er da, der den unbändigen Schimmelhengst zähmen, der den Hof regieren und sie selber meistern konnte! Nun hatte ihr Warten und ihre Not ein Ende, nun war er da, der Eine, der Echte, der Herr. Und wie sie so in sich hineinjauchzte und sich mit beiden Händen an den angeräumelten Pfahl klammerte, da kam der Mann, nachdem er das Schwedenkreuz umritten hatte, wieder auf dem feurigen Rosse dahergesprengt und wie zum Willkomm fiel ein goldglühender Sternbrocken in weithin geschwungener Bahn aus dem hohen Himmel herab, ein zweiter, ein dritter, so daß der Bändiger unter dem Lichterflug einer Sternengabe in den Hof einritt. Er führte, als ob er das immer getan habe, den Schimmel in seinen Stall, rieb ihn mit den Ärmeln und Zipfeln seines zerschlissenen Kriegermantels trocken, verriegelte dann die Tür und trat wieder auf den Hofraum hinaus, wo ihn Barbara atemlos und bebend empfing.

Der Totgesagte schleuderte die Peitsche in großem Bogen in das Schattendunkel der Schuppen und sagte mit ruhiger, nur ein wenig rauher Stimme: „Jetzt brauchst die Geißel nimmer, Barbara. Jetzt bin ich wieder daheim."







AUFGEBOT

Eine ganze Familie im Kriegseinsatz

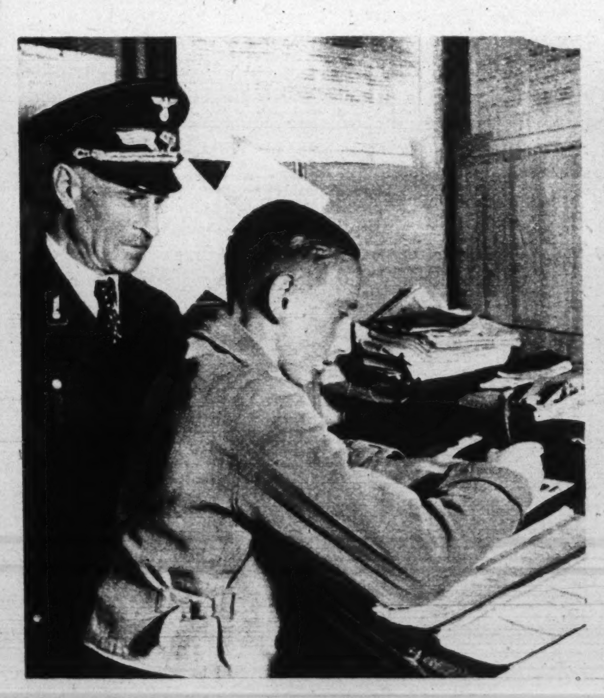
Die Familie Joseph B. — ein Beispiel für viele deutsche Familien — steht mit sämtlichen Mitgliedern im Kriegseinsatz. Joseph B., früher Möbelschreiner, arbeitet als Bahnarbeiter in einem Stahlwerk, seine Frau Martha, die schon im ersten Weltkrieg in einem Rüstungsbetrieb tätig war, hat sich wieder freiwillig zur Arbeit an der Fräsmaschine gemeldet. Die 18-jährige Friedel ist in einer für die Wehrmacht tätigen Druckerei beschäftigt. Unteroffizier Heinz B. ist aktiver Unteroffizier an der Ostfront, und sein Bruder Franz hat sich freiwillig zum Wehrdienst gemeldet

Als die Nachrichten von der Ostfront Ende Januar erkennen ließen, daß die Sawjetunion ihre Anstrengungen vervielfachte, und als ihre Massen an Menschen und Material unvorstellbar anschwollen, trat das Deutsche Reich mit höchster Entschlossenheit dieser verstärkten bolschewistischen Drohung entgegen. Über die Notwendigkeit dieser Reaktion bestanden in der deutschen Öffentlichkeit keinerlei Zweifel. Noch bevor gesetzliche Verfügungen ergangen waren, festigte sich in der Bevölkerung die Erkenntnis, daß die übermenschlichen Leistungen des Frontsoldaten das äußerste Aufgebot der heimatlichen Kraft ebenso gebieterisch erforderten wie die unverhüllte Gefahr der bolschewistischen Sturmflut. Nachdem im Laufe von anderthalb Kampfjahren gegen die Sowjetarmee das Bewußtsein einer buchstäblich über Tod und Leben entscheidenden Auseinandersetzung langsam wieder durch die Gewöhnung an den erfolgreichen Ablauf der vielen Schlachten verdämmert war, erwachte es vor allem durch den harten Abwehrkampf von Stalingrad zu neuem Leben. Man erkannte, daß der östliche Gegner in seiner furchtbarsten Gestalt noch Mittel genug mobilisiert hatte, um in einem zweiten Winterkrieg Teile seiner weitgesteckten Ziele zu erreichen, und man trat dem entgegen.

Weit davon entfernt, in raum- und zeitbedingten Zugeständnissen an die gegnerische zahlenmäßige Überlegenheit die eigene Gewißheit eines endlichen Sieges zu opfern, wuchs im Gegenteil aus den vorübergehenden Depressionen örtlicher Ursache ein neuer deutscher Widerstandswille auf. Die oft bis zum Überdruß wiederholte These von der Gemeinschaft und die von der kämpferischen Haltung hatten in wenigen Jahren doch so fest Anker geworfen, daß die Verläßlichkeit des deutschen Volkes in einer Zeit sich an ihr festhalten konnte, die unter anderen seelischen Voraussetzungen vielleicht eine Krise geworden wäre. Von wenigen kurzatmigen Erscheinungen abgesehen, die den entschlossenen Schritt des absoluten Widerstandes nicht mithalten konnten, war das deutsche Volk in keiner Stunde an seiner Kraft irrezumachen. Dabei ist zu bedenken, daß es sich über Nacht neuen Lagen gegenüber sah. Allmählich war im Verlaufe des Sommers der Zustand eingetreten, daß in dem Bilde, das sich die Heimat von dem Geschehen an der Front machte, die lange Reihe großer Siege die Schwere der Opfer überdeckte, mit denen sie errungen wurden. Nicht der Donner der Schlachten, sondern die Fanfaren der Sondermeldungen waren im Gedächtnis vieler Menschen haften geblieben. Das immer neue Aufbäumen des schon schwer getroffenen bolschewistischen Untiers blieb als weiterbestehende Gefahr vorerst nur der höheren Führung ersichtlich.

Erst als der Name Welikije Luki mehrfach hintereinander wie ein Signal genannt wurde, schärften sich wieder die Sinne der Heimat für die wahre Größe der Kämpfe im Osten. Sie nahmen die eindringliche Steigerung der Kämpfe um Stalingrad wachsam auf, und als die Sprache der Wehrmachtberichte über das Ringen in Stalingrad Töne fand, die in den nüchternen Tagesdokumenten der deutschen Kriegführung bis dahin unbekannt waren, begann im ganzen deutschen Volke eine große Selbstbesinnung. Während die Winterschlacht in unverminderter Heftigkeit neue Räume ergriff, machte sich das Reich bereit, der neuen Lage seine Antwort zu erteilen. Statt unter dem Andrang der Stalinschen Stürme zu erzittern, richtete sich unser Volk zu imposanter Größe auf. Es beschloß, der feindlichen Welt zu zeigen, welcher Anstrengungen es wirklich fähig sei.

Die Heimat hatte unter dem sicheren Schirm der Wehrmacht bis dahin noch einen Schein friedensmäßigen Lebens bewahren können. Trotz aller Einschränkungen und Mehrbelastungen an Arbeit und Verzicht war der Heimat, wie in einem Kriege normaler Größenordnung, noch das Recht auf einen Alltag zugebilligt gewesen, der, an dem Leben des Ostkämpfers gemessen, noch viele Züge des Friedens aufwies. Der Frontsoldat, der im Urlaub diese Dinge kennenlernte, hatte sich eher gefreut als gewundert, die Frucht seiner Siege in einer ungestörten Sicherheit der Heimat wiederzufinden. Es war ihm dabei allerdings nicht entgangen, daß die breitesten Schichten des Volkes, nämlich die Arbeitenden, staunenswerte Leistungen vollbrachten, daß die Bergleute unter Strömen von Schweiß den sprunghaft steigenden Bedarf



Ein Vierzehnjähriger im Reichsbahndienst

Freiwillig hat sich der Hitlerjunge Walter K. für die Zeit, in der er durch die Schule nicht beansprucht wird, in seiner Vaterstadt zum Dienst bei der Reichsbahn gemeldet. Der Vater des Jungen steht als Feldeisenbahner irgendwo im Osten



Kinder werktätiger Mütter wohlversorgt

Den Müttern mit noch nicht schulpflichtigen Kindern, die sich trotzdem freiwillig zum Arbeitseinsatz melden, nehmen die NSV-Kindertagesstätten und werkseigene Kindergärten jede Sorge um ihre Kleinen ab. Diese sind dort tagsüber in bester Obhut

DER HEIMAT

an Kohle förderten, daß die Bäuerinnen unermüdlich ihren müden Rücken bei Saat und Ernte beugten, daß Ärzte vom Morgendämmern bis in die Nacht vor übervollen Sprechzimmern standen, daß in Schreibstuben und Kaufläden jeder und jede die Arbeit für zwei oder gar drei Soldaten mitbewältigen mußte. Aber es war doch nicht zu übersehen gewesen, daß daneben immer noch Menschen in den Vorspiegelungen einer im Grunde friedensmäßigen Existenz weiterlebten, und daß sie oft genug das äußere Bild aufdringlicher beeinflußten, als es tragbar war. Daraus schon war zu schließen, daß die Erfassung des ganzen Volkes für den Arbeitseinsatz noch nicht so hundertprozentig erreicht war, wie es ein totaler Krieg erfordert. Die Menschen in der Heimat selbst begannen nun das Bild der bitteren Winterschlachten mit dem zu vergleichen, was sie in der Heimat — besonders in den nicht bombengefährdeten Gebieten — als Kriegsalltag zu sehen gewohnt waren, und sie entdeckten, daß die Kluft zwischen dem Leben der Soldaten und der eigenen Lebensführung im vierten Kriegsjahr zu groß geworden war. Nun krempelte man die Ärmel auf und warf über Bord, was als überflüssiger Ballast bislang noch mitgeschleppt wurde. Man wertete nach neuen Maßstäben und fragte nicht mehr, was man von Friedensgewohnheiten noch retten könnte, sondern was man unbedingt bewahren müßte. Von Bestand blieb nur, was mehr Kraft gab, als es Kräfte verbrauchte. Was einem Schein zuliebe sein Leben sozusagen nur noch im Schaufenster fristete, wurde ausgeräumt. Räume, Zeit und Arbeit wurden in großem Maßstab freigemacht und dem direkten Kriegseinsatz zur Verfügung gestellt. Der Abschied war nicht immer leicht, und auch die Unvernunft schwieg keineswegs bei allen jenen, die lieber mit der eigenen Bequemlichkeit zugrunde gehen, als mit einigem Verzicht der zukünftigen Sicherheit dienen wollten. Insgesamt jedoch mobilisierte die Einsicht mehr Reserven, als die Feinde des deutschen Volkes noch in ihm vermuteten.

Sie standen zu einem Zeitpunkt frisch zur Verfügung, als man im gegnerischen Lager das Gesetz des totalen Krieges schon lange propagiert und seine Mittel schon reichlich abgebraucht hatte. Wenn Churchill seine Frau und seine Tochter durch alle illustrierten Zeitungen schleifte, wie sie im verschmutzten Overall Schiffsplanken nieteten, und wenn Frau Roosevelt angeblich zu Fuß zwischen dem Weißen Haus und ihren Volksversammlungen verkehrte, so entdeckten wir hinter der Lächerlichkeit dieser Gesten doch einen Appell an das totale Aufgebot der Engländer und Amerikaner, nahmen zwar nicht Fräulein Churchill und nicht Frau Roosevelt ernst, begannen jedoch zu überlegen, ob nicht auch in Deutschland noch eine ganze Menge arbeitsfähiger Frauen, die weder durch Kinder noch durch Arbeit gebunden waren, die Kriegsarbeit als eine Angelegenheit betrachteten, der sie sich durch eine vorgeschützte Geschäftigkeit am untauglichen Ort zu entziehen suchten.

Was wir vermögen, wenn wir alle Kraft zusammennehmen, gedenken wir von nun an der Welt zu zeigen. Dabei sind wir uns darüber klar, daß die Schließung einiger Bars, die Arbeitsverpflichtung arbeitsfähiger Frauen, die Einziehung neuer Armeen oder der Einsatz jüngerer Jahrgänge für unmittelbare Kriegsaufgaben und andere Maßnahmen noch keineswegs die deutsche Leistungsfähigkeit erschöpfen. Wenn sie noch nicht ausreichen, wird die deutsche Heimat eben erneut ihre Kraft zusammenreißen. Wir sind immerhin ein Volk von hundert Millionen Menschen, und das bedeutet in Anbetracht der Hochwertigkeit jedes einzelnen Deutschen eine Zusammenballung von körperlichen und geistigen Energien, an der zuerst einmal der Stumpfsinn der bolschewistischen Steppenwut zerschellen muß, die darüber hinaus aber der gesamten Feindkonstellation um so eher gewachsen sein dürfte, als unsere großen Verbündeten erhebliche Kräfte der gemeinsamen Gegner binden. Unserm Krieg ist das Ziel gesetzt, zu siegen, und dieses Ziel ist es wert, teuer bezahlt zu werden. Das Aufgebot aller heimatlichen Kräfte, der Aufruf aller Volksschichten, aller Altersklassen und beider Geschlechter war die Antwort auf die bolschewistische Drohung. Damit ist die Einheit zwischen Front und Heimat noch stärker als bisher aus der Ebene der geistigen Beziehungen auf die Plattform der praktischen Zusammenarbeit gestellt.





Jeder friedensmäßige Luxus überflüssig!

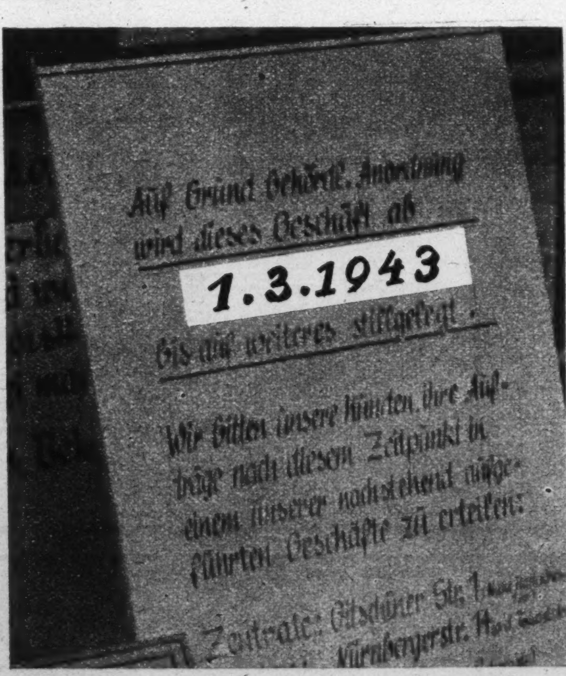
Anita L. war Angestellte eines Barbetriebes in B. Sie ist 24 Jahre alt und war, bevor sie ihre letzte Stellung antrat, in der Konfektion tätig. Auf Grund der Anordnung des Reichswirtschaftsministers wurde die Bar geschlossen. Sämtliche Räume der Bar dienen jetzt als Wehrmachtsunterkunft. Die ehemalige Bardame Anita L. wurde einem wehrwichtigen Betrieb zugeführt. Sie arbeitet dort als Packerin. Als wir sie photographierten, meinte sie: „Ihr braucht gar nicht so schadenfroh zu lachen, ich fühle mich hier wohl, verdiene genug und kann mich nachts endlich mal wieder ausschlafen"





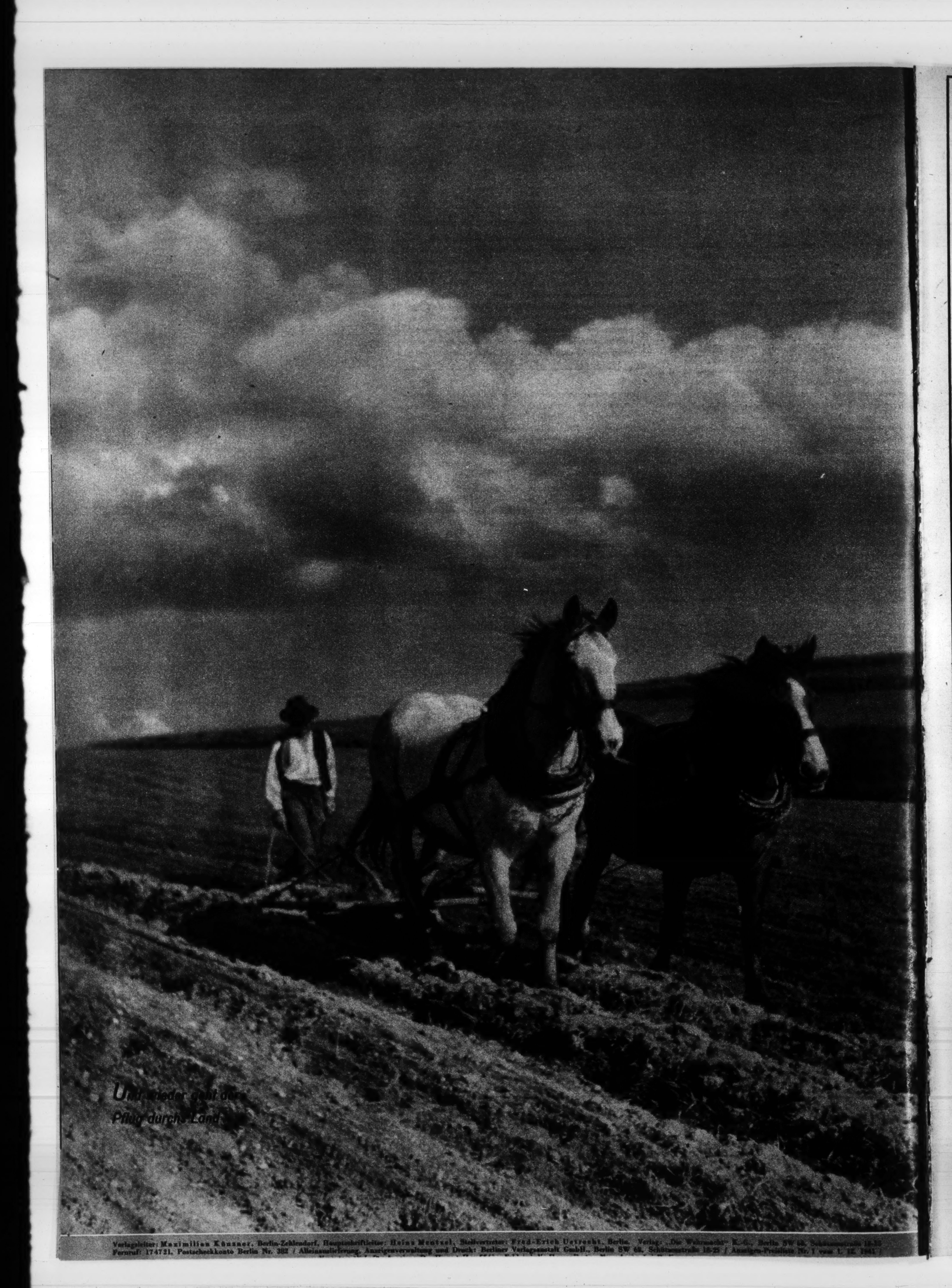
Mechanikerlehrling Stefanie A.

In normalen Zeiten wäre sie wahrscheinlich Verkäuferin oder Stenotypistin geworden. Als in der Rüstungsindustrie Frauen für leichtere Arbeiten gesucht wurden, entschloß sich Stefanie, in die Fabrik zu gehen und Mechanikerlehrling zu werden



Es geht auch mit weniger Läden

In dieser Zeit können viele Geschäfte eingespart und ihre Arbeitskräfte kriegswichtigen Beschäftigungen zugeführt werden. Dieses Schild hängt im Schaufenster eines Photo-Geschäftes, das im Rahmen gesetzlicher Maßnahmen geschlossen wurde



Und wieder geht der Pflug durchs Land

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht“ K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 /